

Geleitwort

Die Themen "Innovation" und "Wachstum" werden seit Beginn der neunziger Jahre von Vertretern der Wirtschaft, Wissenschaft und Politik ununterbrochen diskutiert. Im Mittelpunkt steht hier die Frage: Wie kann die Gründung und Entwicklung innovationsfähiger Unternehmen gezielt gefördert werden? Die Fortführung dieser Diskussion ist dringend notwendig, um zu geeigneten Maßnahmen zu gelangen. Mehrere Indizien zeigen, dass Deutschland schon seit einiger Zeit von seiner Substanz lebt und gegenüber dem internationalen Wettbewerb gerade in Bezug auf den Aufbau von High-Tech-Unternehmen bereits beachtlich an Boden verloren hat.

Die gute Nachricht ist: Aus unseren Universitäten und anderen öffentlichen Forschungseinrichtungen lassen sich Unternehmen ausgründen, die aus dem innovationsfähigen Stoff sind, der hierzulande Wachstum fördern und Wohlstand sichern kann. Deren Bedeutung für die Entwicklung von Spitzentechnologien für die Produktion von Hightech-Produkten wird weiter steigen. So genannte akademische Spin-offs sind selbständige Organisationen, die mit dem Ziel der Kommerzialisierung geistigen Eigentums, das in einer öffentlichen Forschungseinrichtung entstanden ist, gegründet wurden und an deren Gründung mindestens ein Mitarbeiter der Forschungseinrichtung beteiligt ist.

Gleichwohl werden in Deutschland noch zu wenige Ausgründungen aus öffentlichen Forschungseinrichtungen realisiert, und nicht alle akademischen Spin-offs sind erfolgreich. Selbst die Betrachtung des gesamten Gründungsgeschehens in den technologie- und wissensintensiven Branchen ergibt, dass hierzulande Unternehmensgründungen in der Spitzentechnik immer noch rückläufig sind.

In der Praxis sind Spin-offs ein relativ schwach verstandenes Phänomen, wie der sehr heterogene Erfolg öffentlicher Förderprogramme und Bemühungen einiger Universitäten sowie die hohen Ausfallraten in Portfolios von Venture Capital-Gesellschaften zeigen. Am Lehrstuhl für Gründungs- und Innovationsmanagement der Universität Kiel wurde daher damit begonnen, die bisher nur stark fragmentierten Erklärungsansätze des Erfolgs bzw. Misserfolgs von Spin-offs durch eigene Forschungsarbeiten zu verbessern. Herr Riesenhuber konzentriert sich in seiner empirischen Studie auf die Frage nach den Bedingungen, unter denen es einem akademischen Spin-off gelingt, das kommerzielle Potential seiner Technologie zu realisieren.

Unternehmen, die wie akademische Spin-offs ihre Geschäftstätigkeit auf jungen und oftmals noch rohen Technologien aufbauen, etablieren sich nicht dadurch, dass sie einen Masterplan umsetzen. Sie schaffen sich Märkte und behaupten sich dort vielmehr dadurch, dass sie gravierende Widerstände überwinden, die im Markt und auf Seiten von potentiellen Kunden, Lieferanten und Kapitalgebern zu finden sind. Status-quo-Denken, Unwissenheit der

Anwender, technische Anpassungs- und Kompatibilitätsprobleme, unzureichende Integrationsfähigkeiten, Berührungängste, Vorurteile und Interessenkonflikte sind beachtliche Hürden, die ein Spin-off auf seinem Entwicklungsweg zu meistern hat. Kurzum: Die jungen Technologie-Unternehmen können ihre Leistungen nicht wie Kurzwaren aus dem Bauchladen verkaufen. Das ist vor allem dann unmöglich, wenn in den neu geschaffenen Produkten und Dienstleistungen radikale Technologien inkorporiert sind. Für derartige Technologien ist charakteristisch, dass sie häufig noch nicht auf bereits bestehende Märkte zugeschnitten sind.

Akademische Spin-offs werden von Wissenschaftlern gegründet und beziehen ihre Kerntechnologie aus einer Forschungseinrichtung, in der die Wissenschaftler beschäftigt waren oder es immer noch sind. Während privatwirtschaftliche Spin-offs nicht-öffentliche Informationen bezüglich Kundenbedürfnissen in einer wissensintensiven Branche nutzen, werden akademische Spin-offs von Wissenschaftlern gegründet, um Geschäftschancen einer technologischen Entwicklung einer Forschungseinrichtung zu nutzen. In akademischen Spin-offs sind folglich Technologie und Management von ihrem Forschungshintergrund geprägt.

Vor diesem Hintergrund liegt der Dissertation von Herrn Riesenhuber die Annahme zugrunde, dass die Kerntechnologie des Spin-offs (objektive) Geschäftschancen birgt, diese jedoch nicht sofort sichtbar sind, sondern entdeckt und ergriffen werden müssen. Herr Riesenhuber nimmt daher an, dass Misserfolg von Spin-offs weniger durch technologische Mängel begründet ist, als vielmehr in der mangelnden Fähigkeit des Managementteams des Spin-offs zu suchen ist, geeignete Anwendungen der Technologie zu identifizieren und zu realisieren.

Die Arbeit von Herrn Riesenhuber ist durchweg im Stile der modernen empirischen betriebswirtschaftlichen Forschung aufgebaut. Er rechtfertigt seine Forschung nicht aus der Freiheit zur Zieldefinition. Er beginnt seine Ausführungen vielmehr mit einer soliden Problemdefinition, im Rahmen derer die faktische Relevanz der anschließenden Forschungsarbeit aufgezeigt wird. Zum Forschungsstil des Herrn Riesenhuber gehört es, dass er in einem zweiten Schritt unter Bezug auf einschlägige Literatur und unter Rückgriff auf geeignete Theorien nachvollziehbare und empirisch prüfbare Hypothesen ableitet. Das jeweils verwendete Datenmaterial legt er nachvollziehbar dar und schafft somit eine gute Ausgangsbasis für die Analysen. Herr Riesenhuber arbeitet mit den von ihm eingesetzten Verfahren auf einem sehr hohen Methodenniveau.

Für die Wissenschaft bietet die Arbeit von Herrn Riesenhuber tiefgehende Einsichten in die Ausgründung und Entwicklung von akademischen Spin-offs. Mit seiner Arbeit leistet er einen beachtlichen Beitrag zur weiteren Entwicklung der Entrepreneurship-Forschung.

An dieser Stelle möchte ich noch hervorheben, dass Herr Riesenhuber auf Basis seiner empirischen Ergebnisse praxistaugliche Handlungsempfehlungen ableitet. Seine Befunde

unterstreichen eindrucksvoll, dass akademische Spin-offs keineswegs mit gängigen Managementmethoden und Marketingkonzepten entwickelt werden können. Herr Riesenhuber leitet aus seinen Befunden sehr wichtige Erkenntnisse für den Aufbau von High-Tech-Unternehmen aus Forschungseinrichtungen ab, die wir in der Zukunft mehr als gut gebrauchen können.

Prof. Dr. Achim Walter